

SONDERDRUCK

AUS

# EXIL UND RÜCKKEHR

EMIGRATION UND HEIMKEHR



VERLAG H. SCHMIDT MAINZ  
VORMALS VERLAG DR. HANNS KRACH

## Prospero in Schlangenbad

Ludwig Berger nach dem Exil

*»Ich war zurückgekommen, um endlich wieder in der eigenen Sprache zu schaffen, um wieder im Heimat-Geist zu denken... Ich suchte vergebens nach einem Zipfelchen Deutschland. Deutschland war wie vom Boden verschwunden.«*

Ludwig Berger schrieb dies nicht über seine Rückkehr aus der Emigration (über diese Zeit schrieb er leider gar nichts, seine Lebenserinnerungen – aus denen diese Sätze stammen – enden mit dem Zweiten Weltkrieg), sondern über eine frühere Heimkehr. Er war nur vier Jahre in Hollywood gewesen, und die Rückkehr in das Deutschland von 1931 war schon ein Schock für ihn, wenn auch keiner, der ihm den erneuten Abschied von Deutschland leicht gemacht hätte. Den machte ihm leichter die Tatsache, daß er eigentlich nur zu Arbeiten ins Ausland fuhr. Überhaupt war Bergers Exil wohl nicht so hart, so bedrückend wie das seiner Leidensgefährten aus Mainz oder gar das der Durchschnitts-Emigranten gewesen. Emigrationszeit, das heißt für Ludwig Berger, daß er sein Metier in Holland, Frankreich, England ausüben konnte, daß er seine geliebte Mutter nach Amsterdam nachkommen lassen konnte, wo sie friedlich in hohem Alter starb, daß er auf unbegreifliche Weise in Amsterdam, obwohl nicht im Untergrund, unter den Augen der Gestapo überleben konnte.

Auch die Nach-Emigration begann für ihn verheißungsvoller als für viele seiner Kollegen. Seine während der Vorkriegszeit gedrehten Filme liefen nun in den Kinos der Welt: »Der Dieb von Bagdad«, »Trois Valses«. Man lud ihn wieder nach Paris ein, wo er »Ballerina« drehte, einen Film von solcher Zartheit, Musikalität und Behutsamkeit, daß er quasi aus der Zeit fiel und keine Kasse machte. Es blieb Bergers letzter Film. Es folgte noch eine Reise nach Amerika. 1947 waren seine ersten Arbei-

tén in Deutschland (Berlin). Ab 1952 nahm er wieder seinen Wohnsitz hier, in Schlangenbad, und in einer Berliner Wohnung.

Auch mit seiner Heimkehr hatte Berger zumindest äußerlich mehr Glück als die meisten der Vertriebenen. Ob er wirklich glücklich war? Mir scheint nicht. Wenn er wegen seines steifen Beins im Bett liegend arbeitete, kam er mir vor wie Gulliver bei den Liliputanern, durch unzählige haarfeine Stricke gefesselt. Sein Geist aber flog frei über die Grenzen der Welt und der Zeit, in die Vergangenheit und die Zukunft. Berger fand zu selten Gehör für seine Vorschläge, zu wenig Förderung, vor allem – und das war für ihn, der höchst anspruchsvoll mit sich selber und seiner Umwelt war, am ermüdendsten – gab es viel zu wenig Herausforderungen für ihn, es wurde ihm nicht das abverlangt, was er hätte leisten können. Carl Zuckmayer charakterisierte den älteren Freund, der ihm in der Jugend eine so große Hilfe war: »Er war, ist und bleibt ein Beginner und Wegbereiter.« Damit traf er auch das Leiden Bergers: Es gab zu wenig, was er hätte beginnen können, man wollte seine Dienste als Wegbereiter nicht. Er hätte gerne Unterricht gegeben in all den vielen Künsten, die er beherrschte, aber niemand bestellte ihn. Er konnte auch das gute Alte, den Heimat-Geist, die deutsche Kunst vom Jahrhundertbeginn und aus den 20er Jahren, nicht weitergeben. Sie waren bei ihm in der lebenden Begegnung mit der Romantik, in der Proportion des 18. Jahrhunderts und mit der geistigen Verwurzelung in der Welt der Renaissance gewachsen. Nur wenigen hat er diese Tradition weiterreichen können. »Ich mußte mir Söhne und Töchter borgen überall in der Welt.«

1956 wurde er bei der Neugründung der Berliner Akademie der Künste zum Direktor der Abteilung »Darstellende Kunst« berufen, deren glücklicher Aufbau und Ausbau ihm zu verdanken ist. (1968 trat er altershalber zurück.) Als weitere Ehrungen, an denen ihm nichts lag, seien aufgezählt: Die Mainzer Gutenberg-Plakette (1957), das Große Bundesverdienstkreuz (1958, mit Stern 1966), der Brüder-Grimm-Preis der Stadt Berlin (1961), der rheinland-pfälzische Literaturpreis (1967). Zu seinem Leidwesen wurde er nie und nirgends (nicht einmal in Mainz) Intendant. Er war eben zu unbequem, zu gescheit, zu künstlerisch. Er paßte nicht in die deutsche Nachkriegswirklichkeit, und dabei wollte er nichts anderes als aufbauen.

»Die Nazis, das war der Abschaum. Heute regiert die Mittelmäßig-



*Ludwig Berger in seinem Haus in Schlangenbad um 1960.*

keit«, sagte er mehr als einmal. »(...) man denkt unwillkürlich an die großen Regierungsgebäude mit endlosen Korridoren, wo auch immer die Ekelhaften seßhaft sind und Rechte und Futter einheimsen – im Zeitalter der Vorsicht und der Risiko-ablehnenden Unverbindlichkeit, in dem wir leben«, konnte er, das inkarnierte Risiko des Geistes, nur unleidlich werden. Liliput zog sich vorsichtig noch weiter zurück und hielt sich Berger mit Ehrungen vom Leib. Typisch erscheint mir jener Kulturdezernent, der über Berger noch heute nichts weiter als irgendwelche dummen Anekdoten wegen seiner Homosexualität kolportiert. Solche Kulturamtsträger haben es auch nötig, nach Ausreden zu suchen.

Typisch erscheint es mir auch, daß es über Bergers Nachkriegszeit keine Zusammenschau gibt, nicht einmal ihm selber hat man das abverlangt. Da ich kein Literatur- und Theaterhistoriker bin, auch keine Gelegenheit habe, für diesen Artikel die nötigen Archivstudien zu treiben, muß ich mich auf einiges Gedruckte und mein Gedächtnis verlassen. Ich kannte Berger in den letzten zehn Jahren seines Lebens, vor allem aus gemeinsamer Arbeit. Er ist für mich noch so lebendig, daß ich diese Erinnerung wohl objektiv, aber nicht distanziert festhalten kann.

Als Ludwig Berger nach Deutschland zurückkehrte, fand er das Haus Fallada in Schlangenbad, das er zusammen mit seinem Bruder Rudolf von seinen ersten Filmhonoraren für die Mutter gebaut hatte, unversehrt vor. Er machte es zu seinem Wohnsitz. Unversehrt fand er auch seinen Ruhm vor. Dies führte zu einer Reihe von Regieaufgaben im Bereich der Oper, so zum Beispiel an der Berliner Städtischen Oper 1952 die Uraufführung von »Preußisches Märchen«, wodurch eine lebenslange Freundschaft und Zusammenarbeit mit Boris Blacher und Heinz von Cramer entstand, und 1958 »Barbier von Sevilla« (in meiner Erinnerung noch immer das Vorbild einer »heiteren« Operninszenierung, weil bis in die Fingerspitzen musikalisch, nie vergagt und doch ungemein komisch). In Hamburg inszenierte er 1954 am Schauspielhaus Lessings »Minna von Barnhelm« sowie mit Maria Wimmer »Die Kame-liendame«. Auch in Berlin kam es zu mehreren Schauspielinszenierungen, so etwa 1963 »Torquato Tasso« (Schillertheater), »Die Schuld der Mutter« (Beaumarchais, Uraufführung in Schwetzingen) und vor allem »Hermann und Dorothea« nach Goethes Epos im Renaissancetheater, nicht nur in seiner Inszenierung, sondern auch in seiner Textbearbei-

tung. Diese brachte ihm zu seiner Erleichterung den Lebensunterhalt für ein Jahr ein, er konnte sich sogar einen Rasenmäher kaufen, den er dankbar »Hermann« taufte.

Das, was man den »Deutschen Film« nannte, hatte keine Arbeit für Berger. Im Fernsehen aber konnte er aufbauend und anregend wirken, es war dies wohl die insgesamt befriedigendste Arbeit, die er zum deutschen »Aufbau« beisteuern konnte. Zu nennen ist der Zyklus der sechs Shakespeare-Komödien, ist die Fernsehinszenierung von Schumanns Oratorium »Das Paradies und die Peri« (WDR), die für mich auf der großen Filmleinwand angemessener wirkt als auf dem Bildschirm, zuletzt Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind« in einer altersweisen Umsetzung. Dazu kam beim SFB eine ganze Serie von Shakespeare-Bearbeitungen für das Medium des Hörspiels, epochemachend auch sie.

Ich habe bei den Inszenierungen die Stücke übergangen, die er sich selber schrieb. Das begann noch in Mainz (1951) auf dem Pulverturm mit seiner Komödie »Das kleinere Übel«. »Moral in Dunnerstadt« stand ursprünglich auf dem Manuskript, das Stück war eine Hommage an das großherzogliche Darmstadt und jenen Ernst Ludwig von Hessen, der nicht nur für den Jugendstil, sondern auch für die Anfänge Bergers von Bedeutung war. Wenn ich in der Chronologie nicht irre, folgten dann die Fernsehspiele »Die Nacht von Zaandam« (1960) und »Frau Mozart«, einen zu frühen Abschluß bildeten »Otiliens Tollheiten«, zwei Akte mit einem Vorspiel und einem Nachspiel um Goethes eigenwillige Schwiegertochter, die er im Gießener Theater inszenierte und die vom ZDF aufgezeichnet wurden. Sein letztes Stück »Constanze Mozart« wurde nicht mehr aufgeführt.

Nicht selber führte er Regie bei der Uraufführung des »Walzerkriegs«, einer ruchlos guten Operette nach Bergers altem Film, die ich ihm für die Jubiläumsspielzeit 1965/66 im Staatstheater am Gärtnerplatz abverlangte, wo ich damals Chefdramaturg war. Alois Melichar bearbeitete wie im Film die Musiken der Strauß und Lanner, freilich mit zu großer Orchesterbesetzung, so daß der große Premierens- und Serienerfolg in München keine zweite Inszenierung anderswo zur Folge hatte.

Berger, der musikalisch und malerisch Hochbegabte, hatte immer auch schon geschrieben, ja gedichtet. Im Alter – er war ja 53, als der

Krieg zu Ende gegangen war – mußte er, wie schon in der schlimmsten Kriegszeit, immer öfter die Schreibmaschine als Ventil für seinen Schaffensdrang nehmen. Neben seinen dramatischen Arbeiten entstanden erzählerische: Der historische Roman aus der Shakespearezeit »Arabella« (1960), die Musikerbücher »Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist« (1957), »Die unverhoffte Lebensreise der Constanze Mozart« (1955), »Vom Menschen Johannes Brahms« (1959) und nicht wenig (aus allen Bereichen der Literatur), was bis heute noch nicht veröffentlicht ist...

Vor allem aber entstand sein Opus summum »Wir sind vom gleichen Stoff, aus dem die Träume sind«. Es trug bei seinem Erscheinen 1953 zu recht den Untertitel »Summe eines Lebens«. Bis zu seinem Tode war zu dieser Summe noch vieles hinzuzuaddieren, er hat es leider nicht mehr selber gezählt und gewogen, sein Nachkriegsleben, 25 Jahre, deren Bedeutung er selber besser erkannt hätte, als es uns möglich ist. Er hätte den Eifer und den Zorn, mit dem er sie durchlebte, seine ira et studio beschreiben können, mit jener höheren Einsicht, mit der er die entschundenen Welten seiner Jugend und seiner Mannesjahre hatte durchschauen und schildern können, als seit der entsetzlichen Bedrohung seiner Existenz durch seine deutschen Landsleute noch kein Jahrzehnt vergangen war. Er wollte Lehren für das Weiterleben daraus ziehen. Wir wollten nicht von ihm lernen.

Bei einem anderen Erinnerungsbüchlein konnte ich mithelfen. Als Kritiker von »Theater heute« war es mir leicht, den Kontakt zum Friedrich Verlag herzustellen, und schon ein halbes Jahr später war »Theatermenschen« gedruckt (1962), eine Huldigung an Schauspieler, mit denen er in fünf Jahrzehnten zusammengearbeitet hatte. Höchst lesenswert sind auch seine kleineren Arbeiten, von denen die wichtigsten der für »Das Neue Mainz« geschriebenen nach seinem Tod von Walter Heist in der Kleinen Mainzer Bücherei unter dem Titel »Die goldenen Jahre und die andern« gesammelt herausgegeben wurden. Heist hatte noch zu Bergers Lebzeiten den gelungenen Band »Ludwig Berger. Eine Würdigung« (1966) herausgebracht.

Ich schließe diese Übersicht über Bergers an Umfang und Belang beträchtliches, mit seinen Regieleistungen durchaus vergleichbares literarisches Nachkriegs-Œuvre. Sie soll nicht erschöpfend sein und weder eine Biographie noch eine Bibliographie ersetzen. Am Ende hielt Ber-



ger auch etwas ganz anderes für sein »Hauptgeschäft«: Seine Shakespeare-Forschungen. Ihre Anfänge reichen weit zurück. Wirklich intensiv betrieb er sie aber erst seit seiner Exil-Zeit. Sie flossen ein in seine Shakespeare-Inszenierungen in Theater und Fernsehen, in seinen »Arabella-Roman«, in die Übersetzungen des »Timon von Athen« und des »Ur-Hamlet«. Eine erste Übersicht über seine bestürzend aktuellen und jeden gesunden Menschenverstand überzeugenden An- und Einsichten über das Werk Shakespeares, seine Sinnggebung und seine Urheberschaft legte er in einer Sendereihe beim WDR vor. Dann folgten Einzeluntersuchungen und dann die Bemühung zu einer endgültigen Zusammenfassung, bei deren Ausarbeitung ihm ein Stipendium der Thyssen-Stiftung zu Hilfe kam.

Er fürchtete immer, und letzten Endes zurecht, er würde sterben, bevor er diese seine »Hausaufgaben« gemacht hätte. So hinterließ er bei seinem Tode einen gewaltigen Torso von Manuskript. Es ließe sich un schwer von einem Fachmann druckreif machen, wobei natürlich nicht jene Abrundung erreicht werden kann, die Ludwig Berger selber gefunden hätte. Wer mit seinen Zielen und Absichten vertraut war, sah, wie wenig an ihrer Verwirklichung noch fehlte. Carl Zuckmayer erwog zunächst, das Fragment selber abzuschließen, dann wollte er mir diese Aufgabe übertragen. Er setzte sich bei mehreren Verlagen und Instituten, auch bei der Stadt Mainz, für eine Publikation ein. Es scheiterte letzten Endes am Geld und am Desinteresse der Fach-Anglistik. Schade, nicht für Ludwig Berger, sondern für unser Shakespeare-Bild, das eine kopernikanische Wende erführe. Ich bin fest überzeugt, daß auch heute noch eine Veröffentlichung so aktuell wäre wie 1970.

Wir sind endgültig beim Nachleben und Nachwirken Ludwig Berbers angelangt. Nicht ohne Bitternis kann man darüber sprechen. Berger war gestorben, ohne – was er jahrelang vorhatte – ein endgültiges Testament gemacht zu haben. Die Beerdigung im Mainzer Waldfriedhof (die alte Familien»gruft« im Urnenhain war längst der Erweiterung der Saarstraße zum Opfer gefallen) war eine machtvolle Versammlung großer Versprechungen des Gedenkens. Aber bald hieß es weitere Abschiede nehmen, als die Einrichtung seines Hauses versteigert wurde, als das Haus selbst unter den Hammer kam und abgerissen wurde, dieses geheimnisvolle und schätzerreiche Behältnis gleich dem Haus des Aktuaris Lindthorst im »Goldenen Topf«. Hier hatten junge und alte



Adepten die Weisheit nicht nur des Orients erlesen und erleben können, während Berger, das Dreikönigskind, der dreifache Magier aus dem Abendland, im Schlafrock, gleichzeitig Epikur und Sarastro und Prospero, seine Fäden zur Außenwelt spann. So hatte er sich selber gedichtet, sich selber inszeniert (inszenieren hieß bei ihm: zu Ende dichten), und das Haus mit seiner erlesenen Einrichtung, seinen bedeutenden Kunstschatzen, seinem wohlgefüllten Weinkeller und seiner unerschöpflichen Bibliothek war nicht nur Kulisse, sondern geistiger Ort eines gestaltend-gestalteten Lebens, fruchtbarer Mutterboden und zugleich Ergebnis von des Hausherrns Schaffen.

Den Möbeln, dem Haus folgte die Bibliothek, die bei Venator versteigert wurde. Eine Zeitlang schien es gar zu fürchten, daß bei diesem In-Scherben-Schlagen und Verscherbeln sogar der direkte handschriftliche Nachlaß Bergers stückweise zu Geld gemacht werden sollte. Schließlich wurde dieser künstlerische Teil des Nachlasses, die veröffentlichten und unveröffentlichten Manuskripte und viele Dokumente über sein dichterisches, inszenatorisches und wissenschaftliches Wirken, als Dauerleihgabe dem Archiv der Berliner Akademie der Künste übergeben.

Aber alle Briefe bedeutender Zeitgenossen an Ludwig Berger von Julius Bab bis Carl Zuckmayer, von Wilhelm Furtwängler bis zu Jean Renoir, von Boris Blacher bis zu Else Lasker-Schüler, die Widmungsexemplare, die Regiebücher, die Arbeitsbücher mit Bergers Randnotizen, kurz all das, was sich irgendwie zu Geld machen ließ, wurde mit der Bibliothek zusammen versteigert. Die wichtigsten Teile freilich konnte sich die Akademie der Künste sichern, insbesondere den wertvollen Shakespeare-Bestand.

Die Akademie der Künste widmete dem toten Berger eine von Walter Huder einfühlsam zusammengetragene Ausstellung sowie eine Film-Retrospektive, die umfassender bei den Festwochen 1972 wiederholt wurde. (»Insgesamt eine erstaunliche Entdeckung: Berger erweist sich als einer der vielseitigsten und technisch brillantesten deutschen Filmregisseure ...« schrieb Hans C. Blumenberg damals in der ZEIT.)

Auch in Mainz schien es unter der Federführung des Kulturdezernenten Karl Delorme, als könne Berger, der mit seiner Mitwelt oft – und oft berechtigt – in Fehde gelegen hatte, mit seiner Nachwelt zufrieden sein. Zum Jahrestag seines Todes wurde im Theaterfoyer eine Büste von

ihm enthüllt, und Carl Zuckmayer würdigte bei dieser Gelegenheit seinen Mentor und Freund Ludwig Berger mit einer extemporierten Rede, die ich hier nicht zitieren will, weil man sie als Ganzes nachlesen sollte (sie erschien unter dem etwas irreführenden Titel »Carl Zuckmayer in Mainz« als Band 1 der Kleinen Mainzer Bücherei). – Im September brachte dann das Theater als Berger-Ehrung den von ihm herausgegebenen »Hamlet 1603« heraus, und die Berliner Ausstellung wurde, vor allem um Zeugnisse seiner Beziehungen zu Mainz beträchtlich erweitert, im Theater-Foyer gezeigt. Schließlich gab es noch die Zusammenstellung seiner für das »Neue Mainz« geschriebenen Beiträge (s. o.), und danach erinnerte man sich seiner nicht mehr, ausgenommen mit einer fast komischen Entscheidung: Ludwig Berger, der noch 1962 davon sprach, daß er gerne Intendant in Mainz geworden wäre, war in Gießen einem früheren Assistenten als Regisseur wiederbegegnet, fand seine Arbeiten gut und die Dienste, die Wolf-Dieter Ludwig ihm erwies, angenehm. Irgendwann einmal empfahl er ihn den Mainzer Stadtoberhäuptern als Intendanten (was hätte er selber dann gerne noch inszeniert oder inszeniert gesehen!). Lange nach Bergers Tod wurde Ludwig dann überraschend Intendant. Er hat kein einziges Stück und keine Bearbeitung von Berger auf den Spielplan gesetzt, obwohl man mit ihnen eine ganze, abwechslungsreiche Spielzeit vom Märchen über das Mainzer Volksstück und die Operette bis zum historischen Drama und zum Zeitstück und zur Oper bestreiten könnte.

Nun, auch »die Stadt« ließ sich lumpen. Es gab nie eine Filmretrospektive Bergers, keine Zusammenschau seiner Fernseharbeiten. Weitere Bücher wurden nicht herausgebracht oder auch nur unterstützt. Dabei hätte Mainz (und hätten Berlin und ganz Deutschland), indem es ihn geehrt und Versäumnisse der Vergangenheit an ihm gutgemacht hätte, vor allem aber, indem es das Erbe eines Mannes erworben hätte, dessen Größe wesentlich darin bestand, selber schöpferisch umwandelnder Erbe großer Vergangenheit zu sein und damit für die Zukunft Werte zu schaffen, sich selber geehrt und genützt. Wie sagte doch Oberbürgermeister Jockel Fuchs am Sarge Ludwig Bergers: »Wir müssen uns klar darüber sein, daß wir unsere Zukunft nicht bewältigen können, wenn wir nicht Geist von Ludwig Bergers Geist in unserer Stadt lebendig erhalten.«